



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 71

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, z. B.

November 1955

Die Lüdingworthorther wußten sich zu helfen...

Der Lüderskoooper Altar technisch betrachtet — Zur Geschichte dieses mittelalterlichen Altars

Der an der nördlichen Innenwand der Jacobuskirche in Lüdingworth hängende, auseinandergenommene gotische Flügelaltar wird örtlich als Lüderskoooper Altar bezeichnet. Die Herkunft aus Lüderskooop wird, selbst von Fachleuten, angezweifelt. Vorherrschend ist die Ansicht, daß der Altar von Anfang an als Hochaltar für die Lüdingworthorther Kirche bestimmt war. W. Meyne spricht in seiner Abhandlung: „Stader Holz-

hang steht auch wohl die Auflösung der Bruderschaft zum Heiligen Geiste. Der silbervergoldete Meßkelch nebst Patene, eine nach seiner Stilform zu urteilende Arbeit aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, kam bereits 1519, also vor der Reformation, nach Lüdingworth, mit dem Vorbehalt der Eigentumsrechte des „Heiligen Geistes“, wie aus der an ihm eingravierten Inschrift hervorgeht. „Dese Keldt hort in dat Lan to Hadeln in dem Karspel to der Wort und hort to dem Hil. Geiste Anno 1519.“

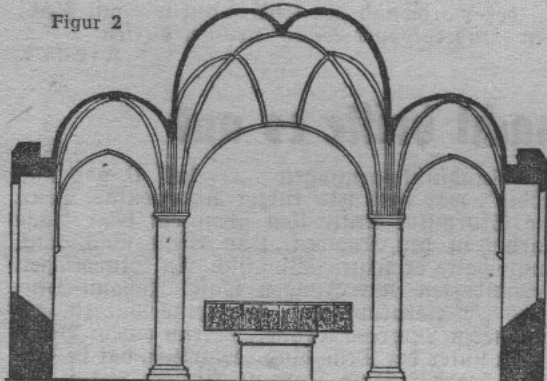
Dieses Jahr fällt ungefähr zusammen mit der Fertigstellung eines neuen Chorbaues in Lüdingworth. Etwa 1510 war in Dorum, achtzehn Kilometer südwestlich von Lüdingworth, an Stelle des romanischen Kirchenchores ein dreischiffiger Chor aus Backstein erbaut. Nach dem Vorbild dieser Anlage wurde der dreischiffige gewölbte Chorbau in Lüdingworth aufgeführt. Für diesen stattlichen Chor galt es, einen ansehnlichen Altar zu beschaffen, da der bisherige romanische Altar dafür wohl zu unscheinbar war. Welche Wirkung ein größerer Flügelaltar ausstrahlte, war übrigens durch die Aufstellung des gegen 1500 hergestellten Flügelaltars in Altenbruch erkannt. Da nun die Kapelle in Lüderskooop mehr und mehr ihre Bedeutung verlor, lag es nahe, den dortigen Altar für den neuen Chor in Lüdingworth zu erwerben. Allerdings konnte der für die kleinere Kapelle in Lüderskooop ausreichende Altar offenbar nicht ohne erhebliche Vergrößerung benutzt werden.

Der Altar, wie er uns jetzt erhalten ist, hat bei geöffneten Flügeln eine Breite von 4,56 Metern und eine Höhe von 1,45 Metern. Er zeigt in einreihiger Zone von links nach rechts folgende acht geschnitzten Gruppen: 1. Verlobung der Maria, 2. Empfängnis, 3. Heimsuchung, 4. Geburt Jesu, 5. Darstellung im Tempel, 6. Hl. drei Könige, 7. Flucht nach Ägypten, 8. der zwölfjährige Jesus im Tempel. Es handelt sich also um Darstellungen aus dem Marienleben und der Jugendzeit Christi. Die in den Bildwerken erkennbare Symbolik bezieht sich durchaus auf die Manifestation des Heiligen Geistes. Dies dürfte ein Hinweis sein, daß der Altar tatsächlich für die Kapelle der erwähnten Bruderschaft in Lüderskooop bestimmt gewesen war.

übrigens gibt Mithof (V. S. 64) die Reihenfolge der Gruppen insofern abweichend an, als er als fünfte Gruppe die Hl. drei Könige und als sechste die Darstellung im Tempel, also liturgisch richtiger, angegeben hat. Eine Vertauschung der beiden Gruppen im Altar ist (seit 1878) nicht erfolgt; also lag hier wohl eine fälschliche Berichtserstattung vor. Ähnliche Darstellungen aus dem Marienleben finden sich öfter in den Altären. Vgl. den Hochaltar (M. 15. Jh.) der Klosterkirche in Hfernhagen (Kreis Gifhorn), wo gleichfalls die Darstellung im Tempel vor den Hl. drei Königen rangiert.

Sämtliche Gruppen sind aus Lindenholzblöcken von etwa 0,62 Meter Höhe und 0,42 Meter Breite

geschnitten. Sie füllen jetzt den Grund nicht voll aus, wie es sonst bei den gotischen Schnitzaltären üblich ist, sondern liegen aufgelockert in Feldern von rund 0,88×0,48 Meter Größe, die oben mit Schleiern in Form von maßwerkgefüllten Sichelbögen abgeschlossen sind. Diese Tatsache ist wenig beachtet worden. Offenbar stammen die einzelnen Gruppen aus einem früheren, kleineren Altar und sind in größere Felder gesetzt, um so den neuen Chorraum in Lüdingworth besser zu füllen. W. Meyne (a. a. O.) weist in seiner Abhandlung darauf hin, daß die Schleier, wohl reich und schön, nicht mehr Architekturen, in die die Reliefs hineingefügt, sondern zu Brunntrahmen für Bilder geworden sind. Zur weiteren Vergrößerung wurde oberhalb der Felder ein mit Maßwerk gefülltes Schnitzband angeordnet und ein bekrönender Kamm aufgesetzt, dessen Spitzen in Blättern auslaufen. Unterhalb der Gruppen zieht sich ein doppeltes Bogenband als Fries über die ganze Breite des Altars hin. Die Rahmenhölzer, die das reiche Maßwerk zusammenhalten, sind schlicht zum Teil nur gefast, ohne nennenswerte Profilierungen. Auf eine Besonderheit macht schon Meyne (a. a. O.) aufmerksam: Flügel wie Mittelschrein sind in flache Kästen gelegt, deren graue gestrichene Böden den Grund für die Gruppen bilden. Sie dienen zum Zusammenhalten des Mittelschreins und der einzelnen Flügel. Wann dieses Einlegen in die Kästen erfolgte, ist jetzt nicht mehr festzustellen, möglicherweise aber schon um 1520 bei der Neuaufrichtung in Lüdingworth. Die Abmessungen des ursprüng-

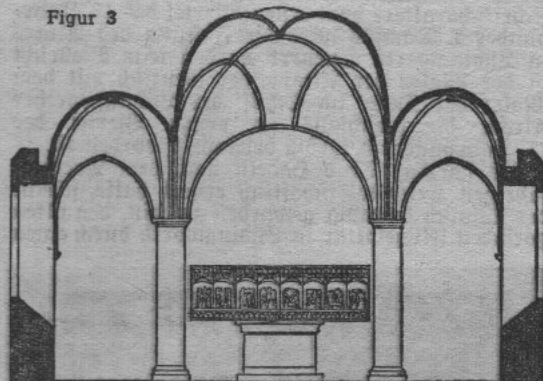


Figur 2

plastiken des 15. Jahrhunderts aus Hamburger Werkstätten“ (Stader Archiv, Neue Folge, Heft 21, S. 79) bei der kritischen Untersuchung des Altars immer nur vom „Lüdingworthorther Altar“, ohne die Bezeichnung „Lüderskoooper Altar“ zu gebrauchen.

Gerhard Gerdtts faßt in seinem auf gründlichem Quellenstudium fußenden Aufsatz: „Das alte Lüderskooop und seine Kapelle“ (Hadeln, S. 36–39) alles zusammen, was bislang über Lüderskooop bekannt geworden ist. Lüderskooop, eine alte Siedlung im Lüdingworthorther Westermoor, wird urkundlich erstmals 1307 erwähnt (Nennenwalder Urkundenbuch Nr. 16). Die Überlieferung spricht von einer Kapelle St. Spiritus, bei der sich ein Friedhof befand. Später taucht eine Flurbezeichnung „beim Heiligen Geiste“ auf (H. Rütger, Geschichte des Landes Hadeln, S. 276). Die Kapelle, die offenbar Pfarrberechtigung hatte, muß eine ziemlich Bedeutung gehabt haben. Kirchlich war sie mit Lüdingworth eng verbunden, da die Siedlung Lüderskooop ein Ortsteil von Lüdingworth war. Wie im benachbarten Altenbruch, bestand auch in Lüderskooop eine kirchliche Gilde oder Bruderschaft vom Heiligen Geist, die zwischen den Jahren 1520 und 1530 Mitglieder, Grundrechte und auch Einkünfte in anderen Teilen des Kirchspiels Lüdingworth hatte. Etwa in dieser Zeit fand eine Instandsetzung der Kapelle statt, auch wurde angeblich ein neuer Turm erbaut. Bis 1540 finden sich Hinweise auf die in den Besitz des Kirchspiels Lüdingworth übergehenden Vermögensstücke. Es gibt zu denken, daß dies geschah, als die evangelische Lehre in Hadeln mehr und mehr Eingang fand. Hiermit im Zusammen-

Figur 3



hängen Altars, dessen acht geschnitzte Gruppen wieder verwendet wurden, läßt sich annähernd aus der Größe dieser Reliefs ermitteln. Reicht man dieselben aneinander, so ergibt sich eine Breite von $8 \times 0,42 = 3,36$ Metern. Elf Stegbreiten und die Rahmen würden die Gesamtbreite bei geöffneten Flügeln auf etwa 3,80 Meter bringen, bei rund 0,75 Meter Höhe (vgl. Figur 1). Daß ein derartig kleiner Altar, der zwar für eine Kapelle ausreichte, für den neuen Chor aber wenig repräsentabel war, ergibt sich aus Figur 2. Durch Hin-



Figur 1

zufügen der Schleier, Kriese und Rahmungen konnte der Altar auf die ansehnliche Größe von 1,45x4,56 Metern gebracht werden, die der Altar heute zeigt.

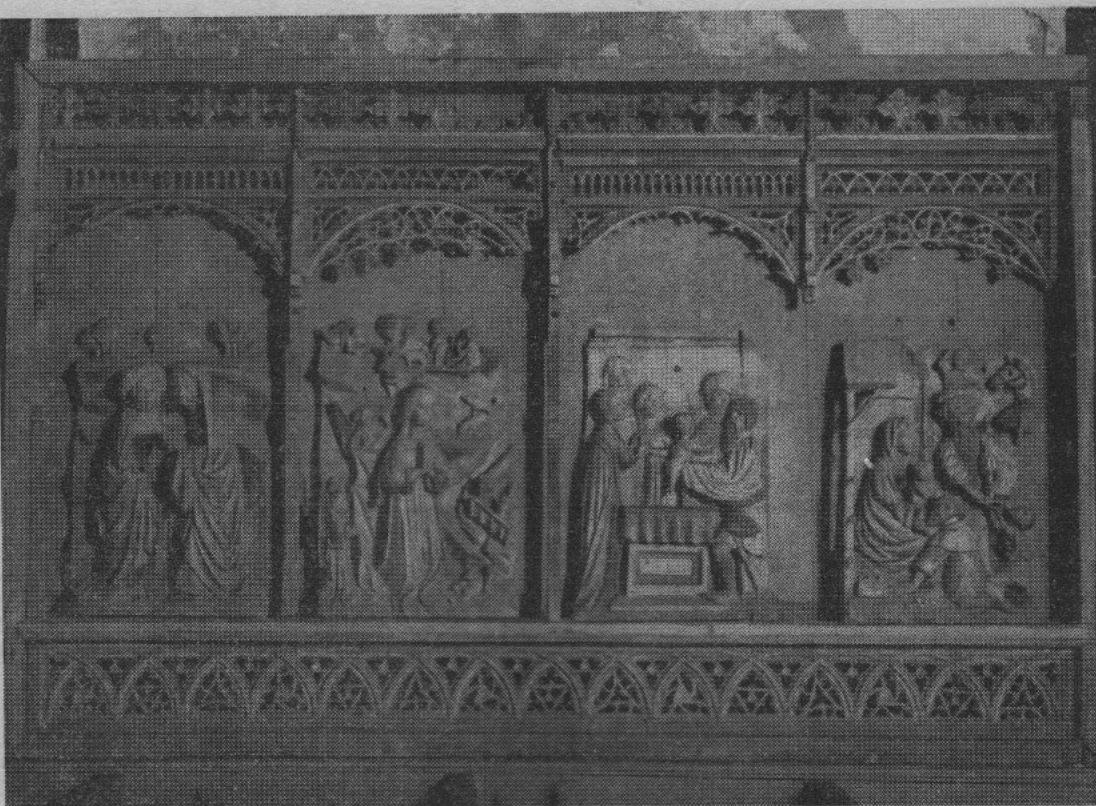
Diese Größe, insbesondere die Breite, ergab sich aus der lichten Weite des Mittelschiffes im Chor, die zwischen den Rundpfeilern rund 4,80 Meter beträgt. Ein geringer Spielraum (je 15 Zentimeter) konnte für das Öffnen der Flügel beiderseits freibleiben. Aus Figur 3 ist zu sehen, daß sich der durch den Umbau vergrößerte Altar nunmehr harmonisch und würdig dem Chorraum einfügte, besonders, nachdem auch die Mensa etwas vergrößert worden war. Der heutige — gemauerte — Altartisch ist 1,29 Meter hoch und 2,20 Meter breit. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß der Altar sicher als einstiger Hochaltar in Lüdingworth gedient hat. Daß er unter Benutzung eines älteren Altars zusammengebaut ist, lehrt der Augenschein. Seine Herkunft aus der Heiligen-Geist-Kapelle in Lüderskoop kann daher mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit angenommen werden, selbst wenn bislang auch keine schriftlichen Aufzeichnungen darüber aufgefunden worden sind.

Die weitere Geschichte des Altars läßt sich aus den Beziehungen zwischen ihm und den baulichen Maßnahmen am Kirchengebäude ermitteln. Ich wiederhole: Herstellung des Altars gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, Umbau und Neuaufstellung in Lüdingworth um 1520. Als im Jahre 1608 umfassende Sicherungen und Instandsetzungen des Chores in Lüdingworth erfolgten, scheint auch der Altar gründlich überholt worden zu sein, vielleicht wurde dabei auch die Kastenumbauung erneuert.

Während des Krieges (1939/45) befand sich der Altar im Gutshause des Landrats von der Wense in Dobrod. Dort wurden vom Verfasser Farbspuren auf den Rückseiten der Flügel gefunden, die im Frühjahr 1955 im Beisein des Kreisheimatpflegers R. Waller aus Euxhaven näher untersucht wurden. Dabei stellte sich heraus, daß die in Tempera gemalten figurenreichen Bilder kaum noch zu erkennen waren. Es ließ sich aber aus den Beschriftungen an den Oberteilen der Gemälde feststellen, daß auf dem linken Flügel die Stiftung des Osterlammes dargestellt war. Beischrift: „Exodi am 12. Cap: / Daß Osterlam (N) ihet man alb... / Des tothes Christi gedend dabei.“ Auf dem rechten Flügel die Fußwaschung mit Beischrift: „Johannis am 13. Cap: / Ihesus wusch die Füße der Jünger sein / aus einem becken waßer rein...“ Beide Darstellungen stehen also nicht mehr in Beziehung zum Hl. Geist.

An dem 1618 hergestellten Altar in Osterbruch befindet sich neben einem Abendmahlsrelief eine geschnittene Osterlammgruppe mit Beischriften aus 2. Mos. (Exodus) Cap. 12 V. 11 in niederdeutscher Sprache. Diese gibt einen Anhalt für die Datierung der Bilder auf dem „Lüderskooper“ Altar, die danach mit der Zeit der Chorinstandsetzung in Lüdingworth (1608) gut übereinstimmt. Beide Frakturinschriften zeigen die gleichen Schriftcharaktere vom ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Damals wird die Fassung des Altars in Lüdingworth erneuert worden sein. Vielleicht ist der Maler der Altarbilder identisch mit dem Maler der Decke im Schiff der Lüdingworther Kirche, die gleichfalls im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts farbig behandelt worden ist.

Als sich das Land Hadeln nach dem Dreißigjährigen Krieg wirtschaftlich erholt hatte, scheint der Wunsch lebendig geworden zu sein, den alten gotischen Flügelaltar in Lüdingworth durch einen



Mittelschrein des Lüderskooper Altars

„modernerem“ zu ersetzen, der den evangelischen Auffassungen mehr zusagte; jedenfalls wurde im Jahre 1665 der heute noch stehende Barockaltar des Meisters Jürgen Heidtmann d. J. aufgestellt.

Seit dieser Zeit hängt der gotische Flügelaltar an der Nordwand der Kirche, den wir mit Recht den „Lüderskooper Altar“ nennen dürfen.

Nieder

In einer Novembernacht brüfte es auf

Vor zwanzig Jahren stand in der kleinen gemütlichen Döns meines Nachbarn, des Wattenfischers Johann Hinrich, noch der Fiespantenobon. Es ist kein gewöhnlicher Fiespantenobon, pflegte Johann Hinrich seinen Besuchern zu erzählen und wies mit Stolz auf die Hauptplatte, die mit einem Reliefbild von besonderer Schönheit geschmückt war: ein springendes hannoversches Pferd.

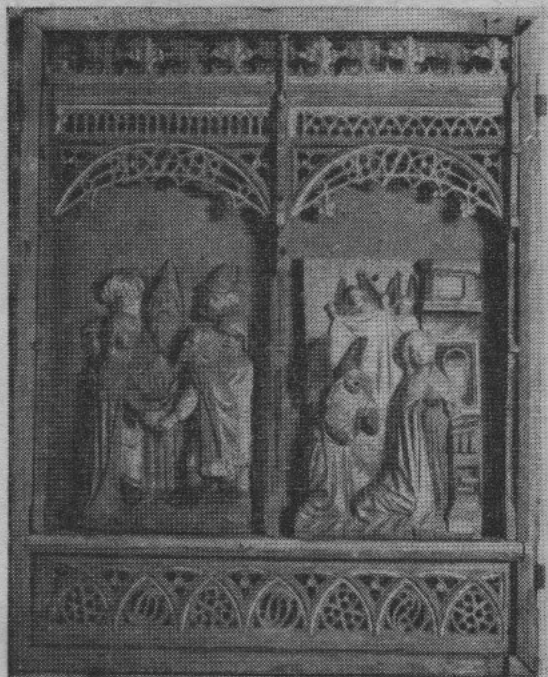
An dunklen, regnerischen Herbstabenden saß er auf der harten Ofenbank und flüchte seine Reusen. Wie oft habe ich seine dicken, harten Finger bewundert, die so flink die Weidenzweige bogen. Viel gesprochen wurde nicht. Man hörte an solchen Abenden, wenn ich mit seinen Enkeln Mühle spielte, weiter nichts als hin und wieder den Regen gegen die Scheiben klatschen, das Rascheln der Weidenzweige und nicht zu vergessen das „Jah-n“ der alten Wanduhr.

Auf der verschörfelten Mahagonikommode, die der Fischer einmal auf einer Auktion erworben hatte, steht heute ein modernes Rundfunkgerät. Wenn es draußen ungemütlich wird und der Wind mächtig aus Nordwest bläst, dann warnt die Stimme des Sprechers aus dem Gerät: „Für die gesamte Deutsche Bucht besteht Sturmflutgefahr.“ Johann Hinrich mochte keinen „Larmkasten“ und

die Rundfunkwarnungen „... heff ik gor nich nödig“, war stets sein kurzer Kommentar. Denn die Sturmflut steckte ihm schon ein paar Tage vorher in den Knochen. Und wenn nicht, nun, dann hatte er seinen Windfisch. An Sturmtagen bewunderten wir Jungen Onkel Johann Hinrichs „Wetterpropheten“, den spindeldürren, getrockneten Meeressbewohner, der an einem Bindfaden unter der Decke hing. „Markt ji, dat he hibbelig ward?“, sagte Johann Hinrich mit seiner tiefen Stimme, „schöt sehn, Jan Blank kommt bald“. Wann er kam, der Jan Blank, das konnte er uns auch nicht verraten, nicht eher jedenfalls, bis es „aufrufte“, dann strich er sich über seinen struppigen Schnurrbart und meinte triumphierend: „Na, heff ik dat nich seggt!“

In einer Novembernacht hatte es mächtig aufgebrost, die letzten bunten Blätter der großen Kastanien und Linden, die in weitem Rund die 800 Jahre alte Kirche umgaben, lagen durcheinandergewirbelt auf dem Friedhof. Der Wind jagte aus dem Süden mächtige Regenschauer über das weite Land. Am frühen Morgen war er auf West umgesprungen. Es war kaum noch auszuhalten im Klassenzimmer, die Luft war stickig und die Jungen unserer Klasse waren hibbelig wie Johann Hinrichs Windfisch. Wo Samoa lag, war längst Nebensache, unsere Gedanken waren am Deich und die Ältesten an der Fensterseite des Klassenzimmers „schielten“ unentwegt zum Wetterbahn auf der Kirchturnspitze, der zwischen West und Nordwest hin- und herpendelte. Drei Stunden vor Hochwasser war es soweit. Mit heftigen Böen „stand“ der Sturm aus Nordwest. „De Hahn steit fast“, sagten die Älten, als wir mittags aus der Schule kamen, „nu gifft dat Hochwater“.

Zwischen Ringeln und Bremertief mußte man sich schon kräftig gegen den Nordwest stemmen. Johann Hinrich sah verwegen aus, mit Oljace, Manchesterhosen und Holschenstiefeln angetan, Strandsack über der Schulter, Handstock in der Hand, er strahlte und lachte. Nicht über uns Dreikaiserhoch, die wir soviel mit dem Sturm zu tun hatten, um uns oben auf dem Deich zu halten, sondern weil er seine helle Freude an diesem Tage hatte. Das Deichvorland war unter Wasser. Hohe, graue Wellen mit leuchtend weißen Schaumköpfen rollten gegen den Deich, darüber jagten die dunklen Regenschauer und Hunderte von Sturmmöwen segelten schreiend landeinwärts. Der dicke Treibselgürtel schwabberte träge im Wasser. Drüben am Bremertief donnerten und klatschten die Wogen gegen das kleine Seilwerk, bis es im Wasser verschwand. Davor ritten die festvertäuten Granatkutter auf den Wellen, immer im Rhythmus. „Duf unner — duf up — duf unner — duf up“, sagte Johann Hinrich und rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Junge, dat is 'n Dag, wat steet de Schiep de Näs int Water“.



Linker und rechter Seitenflügel des Lüderskooper Altars

(Beide Photos aus den demnächst erscheinenden „Kunstdenkmälen des Landes Hadeln“)

Wir lagen hinter dem Deich. Unser großer Stranner hatte sein graues Ferglas aus dem Strandsack gezogen. „Wo heft du dat her“, wollten wir wissen. „Regenteinhundertnegentein von 'n Kieler Revolutschonsmatros koft“, sagte Johann Hinrich und suchte mit seinem Glas die weite Wasserwüste ab. Mein Freund stieß mich an. Er zog den Kieler dicht an die Augenränder und richtete ihn auf einen bestimmten Punkt. „Bloß 'n grobe lerbige Rist, kummt up uns dal“, sagte er ruhig und suchte weiter.

Es wurde dunkel. Das Wasser war zurückgegangen, der Sturm hatte nachgelassen, nur aus der Ferne hörte man das Brausen und Rauschen der See. Mit unserer Hilfe hatte Johann Hinrich eine arg zertrümmerte Kiste und noch ein paar Bretter aufs Trockene gezogen. Einen Stock dabei gesteckt, als Zeichen, daß dieses Strandgut geborgen worden war. Was hatten wir nicht alles gefunden in dem dicken Treibselgürtel. Sonderbar geformte Flaschen, zerrißene Rettungsringe, eine alte englische Kaffeemühle aus Glasgow, sogar einen Holzschuh und ein halbes Wäschepaket mit ein paar gestickten Strümpfen und alten zerrißenen Hemden. „Allens nich mehr to gebruten“, brummte Johann Hinrich. Wir trrotteten nach Hause.

Unterwegs sagte er kaum ein Wort. Als wir vor der Grottdör seines Strohdachhauses standen, meinte er: „Kommt mal mit rin, Jungsens, id will jo wiesen, wat wi fröher strand't heff.“

Tante Beta hatte nicht mit Tors gepart, eine angenehme Wärme strömte aus dem Fiespantenen. Johann Hinrich setzte sich in einen riesigen Rohrstuhl, von dem immer behauptet wurde, er hätte ihn einmal am Rinzeler Deich gestrandet. Das mochte er gar nicht hören, aber unmöglich war es nicht. Auf seinem Hof sah es nämlich ganz „international“ aus. Da standen Kisten und Kisten aus aller Herren Länder. Alte Bretter aus „Finlanda“, ein paar Stangen, abgebrochene Flaggenmasten und Bambusstäbe in allen Größen. Nachdem Tante Beta uns wortlos ein paar saftige Birnen in die Hand gedrückt hatte, zeigte er uns drei fachgerecht aufgetafelte Flaschenstücke, die ihren Ehrenplatz auf der Mahagonikommode hatten. Dicht daneben standen drei schwarze Elefanten aus Edelholz geschnitten und auf der alten Truhe sah man eine verzierte Hutschachtel aus Amsterdam. Es sind oft eigenartige Dinge, die der Blanke Hans an den Strand wirft, aber, so meinte Johann Hinrich, die Fischer wissen etwas damit anzufangen und manches Haus am Deich ist mit Schmuckteilen alter Segler von Bugspriet und Heck verziert. Da hat er recht. Seltsame Dinge werden manchmal gefunden.

So gibt es heute noch einen Gummistrand, weil in der stürmischen Silvesternacht 1855 das Ufer mit Gummibällen übersät war. Sie stammten aus dem Frachtschiff „Georg Cannig“, das außerdem noch Pfeffer, Baumwolle, Kolonialwaren und Uhren geladen hatte. Noch heute findet man auf vielen Höfen im Lande Wursten Uhren von der „Georg Cannig“.

„Unser alter Strandvogt, Theodor Knupper, ihr kennt ihn nicht mehr, hat sogar genau Buch geführt, aber das könnt ihr selbst lesen“, erzählte Johann Hinrich. Er holte ein altes abgegriffenes Lederbüchlein vom Bord über der Altkoje. In sauberer Schrift hatte der Strandvogt aufgezeichnet, was seit 1895 an den Bremer Strand getrieben worden war.

Die erste Eintragung behandelt den Strandungsfall des Ewerz „Petrus“, dessen wenige geborgene Inventarstücke nach vorheriger Verständigung des schon ermittelten Eigentümers nunmehr öffentlich zur Versteigerung gelangen. Wo der Ewer auf Strand geriet, ist nicht vermerkt und das ließe sich auch nicht mehr feststellen, erklärte Johann Hinrich. Wir lasen weiter. Ein paar Monate später, am 8. Oktober 1895, lief die Schaluppe „Gebrüder“, mit Steinen beladen, auf Strand auf bei Solthörn, unverfehrt. Nach Ermittlung des Eigentümers wurden die Abbringungsarbeiten vorgenommen, „die reibungslos vonstatten gingen“, vermerkte der Strandvogt.

Am 10. Juni 1897 wird ein seltener Fund verzeichnet. „Zwei Bremer Bootsfahrer haben aus dem Meeresgrund etwa 1000 Pfund guter Steinkohlen geborgen.“ Am 20. Februar 1898 steht geschrieben: „ein altes Achterdeck, anscheinend infolge der jüngsten Stürme von einem Brad abgerissen, trieb am Bremer Deich an... Da dieses Bradstück dem Deich gefährlich werden kann, mußte es etwa zehnmal auseinandergetrennt werden.“ Ein andermal werden 51 Pfund konserverter Butter geborgen.

Auch ein Schiffsbrand wird beschrieben mit dem Schlußsatz: „Die Anna-Elisabeth brennt in Rüstennähe bis auf den Schiffsboden ab.“ Im Herbst 1903 werden zwei Ruderboote und ein Segelboot sichergestellt und später den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben. Die Win-

termonte 1903/04 bescheren eine große Anzahl Rundhölzer. Die Novemberstürme 1904 werfen 550 neue Eisenbahnschwellen an den Strand, die für die Nordenhamer Eisenbahn bestimmt gewesen waren.

Für ein gestrandetes altes Ruderboot meldet sich kein Eigentümer. Als es dem Finder überlassen wird, meint er: „Wat an nee Saken stranden deit, dor meld fid jümmer gliest een, bloß den ollen Kram, den will keen hebben.“ Doch zwei Monate später hat dieser Fischer nochmals Strandglück. 40 kostbare braune Kiesen birgt er aus der holländischen Tjalk „Wilhelmine“, die bei Hoheweg gesunken war. Die Kiesen darf er behalten. Im Oktober 1905 gab es eine „Großstrandung“. 1500 Grubenhölzer wurden gezählt, die „vermutlich aus einem auf See gesunkenen Schiff stammten“.

Wir lesen von einem großen Boot mit vollständiger Segelausrüstung, dann von der Strandung des Frachtdampfers „Meldorf“, der mit seiner Ladung unbeschädigt blieb und in der folgenden Sturmflut aus eigener Kraft die Fahrwinne der Weser wieder gewinnen konnte. Im September 1917 wurde im Bremer Tief ein mit



Schmuckstück eines alten Segelschiffes am Hause des Fischers Harms, Wremertief

Volkstümliches um den Scharmbecker Herbstmarkt

Wie sich um die Jahreszeiten, die Monate und die großen christlichen Feste, ja selbst um einzelne Kalendertage, wie Johanni, Jakobi und Michaeli, viel Volkstümliches in Sitte, Brauch und Gewohnheit herausgebildet hat, so trifft das auch vom Scharmbecker Herbstmarkt zu, obgleich er erst auf ein Bestehen von reichlich 200 Jahren zurückblicken kann.

Wir dürfen hierbei jedoch zweierlei nicht außer acht lassen, nämlich zunächst, daß mindestens die Hälfte der Herbstmarktgeschichte, also bis um 1850, in eine Zeit mit etwa denselben Lebensverhältnissen und -gewohnheiten fällt, die um 1700 und früher bestanden; und dann, daß der Markt an die wichtige Wende zwischen Sommer- und Winterhalbjahr gelegt wurde. Gerade die Lage war bei der Einrichtung des ursprünglich reinen Viehmarktes wohl überlegt worden.

Der Bauer mußte in diesen Wochen Gelegenheit haben, sein Fettvieh zu verkaufen, um so wieder Anschaffungen für Beruf und Familie zu tätigen. Die Kartoffel hatte im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch längst nicht die Bedeutung von später, ganz abgesehen davon, daß fast jeder Einwohner so viele Kartoffeln pflanzte, wie er nötig hatte. Und wie stand es allgemein mit dem Fleischbedarf der hiesigen Bevölkerung? Gewiß wurde auch der durchweg von der Familie durch eigene Viehhaltung gedeckt. Mit dem zum Herbstmarkt aufgetriebenen Fettvieh mußten vielmehr die Schlachter der Städte des Binnenlandes beliefert werden. Und das besorgten wieder die Händler, damals vielfach Juden, auf dem Scharmbecker Herbstmarkt. So wurde viel Fettvieh verkauft und dafür auch viel Geld eingenommen.

Die Landpächter unter den Bauern mußten von alters her zu Michaeli die Pacht zahlen. Seitdem nun der Scharmbecker Herbstmarkt bestand, wußten die Verpächter, dazu gehörten in erster Linie die neunzehn großen Bauern des Dorfes Teu-

Novemberabend

Ans Haff nun fliegt die Möwe
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huscht
über dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Bernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Theodor Storm

Steinen beladener Leichter geborgen. 1920 strandete ein Motorboot des Reichswasserschutz. Eine Kiste mit Standuhren, 1400 Pfund Gerste und viele andere Sachen wurden gefunden. Alles hatte der Strandvogt Knupper getreulich notiert.

Auf der nächsten Seite finden wir keine Eintragungen mehr, ich blättere weiter, leer, nur noch weiße Bogen. Mein Freund schiebt das abgegriffene Lederbüchlein wieder „up de Bord“, neben der verschörfelten Tabakkiste. Ich sehe mich ein wenig verduzt im Raum um, denn wir hatten nicht bemerkt, daß Onkel Johann Hinrich auf die Diele gegangen war. Tante Beta lachte: „Si hebbt jo orig rode Ohren kregen bit Lesen.“

Im Schornstein fängt leise der Wind. Johann Hinrich klappert auf der Lehnstühle mit der Forke, er schmeißt den Röhren das Heu vor. Am Fenster sitzt Tante Beta und schält Kartoffeln. Draußen ist es stiller geworden, nur ab und zu springt eine Bö um's Haus.

Als wir uns von Tante Beta verabschieden, holt sie einen Apfel aus der Schublade und wischt ihn umständlich mit der Schürze ab. „Deelt jo den“, sagt sie kurz.

Auf dem Heimweg drehte ich mich beim Erlensch noch einmal um. Johann Hinrich geht mit der Sturmlaterne über den Hof, um den Schubben abzuschließen, vorbei an Kisten, Bretterwerk und Flaggenstangen, die vom matten Licht der Laterne angestrahlt werden. Jemandwo in der weiten Nordsee, vielleicht im Atlantik, wurden sie von einem Dampfer heruntergewaschen — denn Johann Hinrich mußte ja etwas zum „Stran'n“ haben.

felsmoor, daß sie es mit dem Zahlungstermin nicht genau nehmen durften. So bildete sich in der Praxis allmählich heraus, daß die Landpächten allgemein unmittelbar nach dem Scharmbecker Herbstmarkt entrichtet wurden. Wir wundern uns daher nicht über die Pachtverträge mit folgender Schlußnotiz: „Zahltag auf Michaeli, doch spätestens nach dem Scharmbecker Herbstmarkt“.

Daß der Bauer dringende Neuanschaffungen für die Landwirtschaft und für den bäuerlichen Haushalt aus dem Verkauf seines Fettviehs bestritt, leuchtet ohne weiteres ein. Hier war ein neues Pferdegeschirr oder doch mindestens Teile dazu, dort Holzwaren verschiedener Art nötig. Ebenso ging es auf dem Gebiete der Bekleidung. Wenn der Vater ein Paar Stiefel, die Mutter einen neuen Unterrock, der Junge eine Wintermütze oder das Mädchen ein Paar warme Handschuhe brauchte, wo anders waren wohl all diese Sachen preiswerter und besser zu kaufen gewesen, als auf dem Scharmbecker Herbstmarkt, mit dem recht bald schon ein ausgedehnter Krammarkt verbunden wurde.

Doch auch dem Vergnügen bot der Scharmbecker Herbstmarkt für die hiesige und die Landbevölkerung die einzig willkommene Jahresgelegenheit, um dabei einmal einen Taler auf den Kopf zu schlagen; denn Schützen-, Gesang- und Turnvereine mit ihren Festen gab es um 1800 und später noch in keinem Ort unserer engeren Heimat. „Id weet, woför id'n Doler spor“, sagte beispielsweise der Driftfether Knecht und mit ihm zugleich viele in anderen Dörfern auch, „up'n Scharmbecker Harzmaak, dor kann id för mien Geld 'n Dübel dancen loten.“

Ja, da ging es wirklich im Bumszelt auf der Loge und in den sogenannten Sudelbuden lustig her, und in den Gastwirtschaften brachten Harzmadchen und hier und da zur Geige singende Bi-

*) Schrifttum R. Fey, Männer vom Morgenstern.

geuner haushohe Stimmung. So etwas war weit und breit im Volke bekannt. Das gab es nur einmal im Jahre auf dem Scharmbecker Herbstmarkt. „Wöll ji na'n Scharmbecker Haarwämaat“, sagte darum auch der Bauer zu seinem „Koppel Menschen“, groß und klein auf dem Kartoffelfelde, „denn möt ji si grabbelen, anners kann dor nix von weern!“ Und dann ging die Arbeit in großer Vormarktsfreude wirklich noch mal so gut vonstatten.

Ein kühler Wind wehte um diese Zeit wohl schon übers leere Feld. Und abends wurde es dann merktlich frisch, daß man sich vor Kälte die

Hände rieb. Doch einheizen, nein, das gab es nicht. Waren Dorf und Heideschollen etwa noch nicht eingebracht? O ja! Bis zum Scharmbecker Herbstmarkt, der am zweiten Montag im Oktober begann, so hatte man es stets gehalten, war genügend Feuerung unter Dach und Fach gebracht. Aber vor dem Markt heizen, das konnte man nicht. „Na'n Scharmbecker Haarwämaat bricht dat Wäer af, denn eers kann inbott weern!“, so hieß es damals, und danach richtete sich jedermann. Selbst in wohlhabenden Kreisen der hiesigen Bevölkerung wich man nicht von dieser volkstümlichen Gewohnheit ab. Johann Segelken

Volkstumskunde und Musikinstrument

Die Arbeit des Heimat- und Volkstumskundlers gründet sich auf die Auswertung von Zeugnissen der Vergangenheit. Neben dem Studium der Wortzeugen (Sprach- und Volksliedforschung) und dem Studium der geschichtlichen Quellen ist die Betrachtung der gegenständlichen Vergangenheitszeugen die am meisten geübte, weil sinnfälligste und ergiebigste. Zu solchen Zeugen ist unbestreitbar auch das Musikinstrument zu zählen. Damit wird zwar keineswegs etwas grundsätzlich Neues, aber doch vielen Freunden der Heimatkunde etwas bisher Unbewusstes und Unbeachtetes gesagt. Im allgemeinen tut man so, als gäbe es das Musikinstrument für diesen Fragenkreis überhaupt nicht. Wenn man das gesamte heimatkundliche Schrifttum unter diesem Gesichtspunkt durchmustert, stößt man nur auf verschwindend geringe Versuche, die Verbindungslinien zwischen Heimatkunde und Musikinstrument zu ziehen.

Freilich ist die Instrumentengeschichte ein besonderer und gar nicht einmal sonderlich beachteter Zweig der allgemeinen Musikwissenschaft. Auch ist es nicht Aufgabe des reinen Musikwissenschaftlers, das Musikinstrument in den Rahmen einer gebietsmäßig gebundenen Heimat- und Volkstumskunde zu stellen. Vom reinen Heimatforscher wiederum verlangt der Bereich der Musikinstrumente umfangreiche Sonderkenntnisse, die ein langes Studium voraussetzen. Wie nötig ist es also, daß sich Instrumentenkundler und Heimatforscher an einen Tisch zusammensetzen!

Es soll in diesem Zusammenhange hier nicht davon gesprochen werden, auf welche Art und Weise ein Musikinstrument mit seinen besonderen Eigenarten für die volkstumskundliche Arbeit auszuwerten ist und welche Erkenntnisse es vermitteln kann. Das ist ein umfangreiches Kapitel für sich und soll vielleicht später einmal be-

Reichtum, Ansehen, Macht,
alles ist unbedeutend und nichtig
gegen die Größe des Herzens —
Das Herz allein ist das einzige
Kleinod auf der Welt.

Adalbert Stifter, geb. 1805

sonders abgehandelt werden. Wir wollen uns hier nur auf die allgemeine Frage beschränken, warum und auf welche Weise das Instrument überhaupt für die heimatkundliche Betrachtung herangezogen und nutzbar gemacht werden kann und muß.

Zunächst einmal läßt allein schon das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Instrumenten in einem bestimmten Gebiet wichtige Schlussfolgerungen auf die musikalische (und damit in weiterem Sinne auf die allgemeinkulturelle) Situation einer Landschaft, eines Volksstammes oder einer soziologischen Bevölkerungsschicht zu. Wenn z. B. der Instrumentensammler in unserer nordwestlichen Ecke des Vaterlandes so gut wie überhaupt keine Quellen für seine Sammeltätigkeit findet, weder im Antiquitäten- und Instrumentenfachhandel noch in den Privathäusern, und wenn man dagegenhält, wie sich diese Quellen desto mehr erschließen, je weiter man südwärts wandert, so ist das kein Zufall, sondern hat seine tiefen Ursachen; es bestätigt uns die bekannte Tatsache: Frisia non cantat, d. h. also die relative Teilnahmslosigkeit des norddeutschen Menschen gegenüber der aktiven Musikausübung, zumal in Küstennähe. Das wird zwar von mancher Seite mehr oder weniger energisch bestritten, aber die zum Beweis des Gegenteils angezogenen Beispiele sind jene bekannten Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Überdies waren viele der in solchem Zusammenhange genannten Musici wohl in unserer Gegend anässig, bei näherer Nachprüfung aber nicht norddeutschen Geblüts. Die hier nicht zu unterschätzende lange und bedeutsame Reihe der Meister des norddeutschen Orgelbarocks (Tunder, Buxtehude, Lübeck, Bruhns, um nur einige Namen zu nennen) darf keinesfalls zum allgemeinen Wesensmerkmal des durchschnittlichen Landbewohners erhoben werden.

Sodann aber ist das spärliche Vorkommen älterer und alter Musikinstrumente in unserem Raum die Folge der bekannten soziologischen Situation: Der Geest- und Moorbewohner, der in aller Dürftigkeit dem Boden nur so eben die

lebensnotwendigste Frucht abzurufen, vermochte, konnte es sich einfach nicht leisten, ein schon zu allen Zeiten kostspieliges Musikinstrument anzuschaffen. Das schließt selbstredend nicht aus, daß in den Kreisen mittelständischen und wohlhabenden Bürgertums, also in den mittleren und großen Städten unseres Raumes, die Musikpflege in hoher Blüte stand und somit auch Instrumente gekauft und gespielt wurden — aber eben nur dort.

Es ist kein Wunder, wenn sich im nordwestdeutschen Raum kein einziges der selbständigen Musikinstrumentenmuseen Deutschlands befindet. Von Instrumentensammlungen als Unterabteilungen heimatkundlicher Museen ist nur diejenige des Museums für Hamburgische Geschichte mit annähernd 300 Stücken bedeutsam. Das Focke-Museum in Bremen weist nur einige wenige Stücke auf, die zudem (mit Ausnahme zweier Tafelklaviere) immer noch magaziniert und damit der allgemeinen Betrachtung entzogen sind. Die rund 180 wertvollen Instrumente des Bremer Überseemuseums scheiden aus dem Rahmen unserer Betrachtung aus, da es sich ausschließlich um Exoten handelt. Als private Musikinstrumentensammlung in unserer weiteren Heimat ist die des Musikverlegers Hermann Moed in Celle zu nennen, die freilich auch eine große Anzahl Exoten umfaßt. Von den über 800 Stücken dieser höchst beachtlichen Privatsammlung wurden aber außerdem weitere 250 nicht in niederdeutscher Umgebung aufgefunden, sondern durch den Erwerb der ehemals Schafferschen Sammlung, die ihre Entstehung in München fand, dem Besitz einverleibt. In den kleineren heimatkundlichen Sammlungen wird nirgendwo Wert auf die Sammlung und Pflege des bodenständigen Musikinstrumentes gelegt.

Aber auch in bezug auf ihre Hersteller veranlassen die tatsächlich vorhandenen und herübergeretteten alten Instrumente zu einer weiteren wichtigen Folgerung: Die Zahl der Instrumentenbauer Nordwestdeutschlands in älterer Zeit ist verschwindend gering im Vergleich zu anderen deutschen Landschaften (Wogtland, Bayern, Tirol). Von dem Paradehelden Art Schnitger abgesehen verdient nur Joachim Tielke in Hamburg (um 1700) als überragender Erbauer von Saiteninstrumenten Erwähnung. Matthias Christian Brustgrün in Flensburg (1765—1840) z. B., von dem das eine oder andere Holzblasinstrument in einer öffentlichen oder privaten Sammlung aufbewahrt ist und manches auch noch unbekannt in irgendeinem Winkel versteckt sein mag, wird in allen Registern immer nur als Kunst- oder Knochenbrechler geführt. Er stellte also Holzblasinstrumente nur als gelegentliche Nebenprodukte seiner Kunst her, wie ja noch heute die Tiroler Pöfelfschnitzer im Winter mitunter auch Schwefelpeisen dreheln. Solche Erzeugnisse konnten sich aber natürlich mit denen seiner Zeitgenossen, allen voran mit denen von Friedrich Gabriel A. Kirst, Botsdam (gest. 1806), des genialen Flötenbauers Friedrichs des Großen, in keiner Weise messen. Im allgemeinen scheinen also die Musikausübenden des nordwestdeutschen Raumes ihre Instrumente aus Gebieten fruchtbarer Instrumentenschaffens bezogen zu haben. Hierüber wären allerdings noch eingehendere Untersuchungen anzustellen.

Schon diese wenigen allgemeinen Hinweise sollten genügen, jeden Heimatforscher die große Bedeutung des Musikinstrumentes als Objekt volkstümlicher Betrachtung erkennen zu lassen und ihn zu ermutigen, an seinem Plaze für dessen Einbeziehung in die Arbeit Sorge zu tragen. Wo immer ein Instrument in seinem Blickfeld auftaucht, muß unbedingt versucht werden, dieses für die heimatkundliche Betrachtung zu erschließen und auszuwerten. Das ist eine Vorarbeit, zu der es keiner Sonderkenntnisse, sondern lediglich des liebevollen Blickes der rechten Heimatforscher bedarf. Hierbei darf man sich freilich nicht von dem weiterbreiteten Irrtum befangen lassen, als seien nur echte Stradivari-Geigen überhaupt der Beachtung und Erwähnung wert. Der Wert ist durchaus kein Maßstab für die volkstümliche und instrumentengeschichtliche Bedeutung. Gerade die selbstgebastelten „primitiven“ Volksinstrumente sind ungleich aufschlußreicher als ein scheinbar

Gadelner Spruchweisheit

Woneem 'n gode Burnfro wirtschafft, dor waßt de Speet an'n Balken.

Wenn de Botter all is, hett 't Smeern 'n Jun'n.

Wenn't Mood is, ritt de Bur up'n Ossen to Karf.

Unglünnt Brood ward ut van'n Herrgott segent.

Dat is keen Kunst, Bur to warn, awer Bur to bliwen.

Is dat Beer ol noch so dünn, smitt dat doch den Melkpotüm.

De Wind weilt woll Sandbargen tohoop, man keen dicken Bül.

De berömt warnn will, mutt doodbliwen, de besnact warnn will, mutt freen.

Wat eenmol to'n Badelstroch uthaut is, dor ward sin Seeb keen Vigelin ut.

Wenn 'n de Arbeid nich rekent, hett 'n nicks to doon.

Good is good, man altogood is Almann sin Narr.

Abendreed un Morgenreed stimmt biwilen nich tohoop.

Wenn de Nadbar wech is, hett he de dicksten Been.

Heinrich Teut, Hamburg-Missen

gutausschendes Instrument, das sich bei sachmännischer Untersuchung als billiges Serienstück ausweist. Sogar das Bruchstück vermittelt noch bedeutende Erkenntnisse und ermöglicht wichtige Rückschlüsse. Darum bedeutet es schon einen großen Gewinn, wenn jedes Instrument in des Begriffes umfassender Bedeutung, gleich welcher Art und welcher Beschaffenheit, erfasst wird. Der Sachmann wird dann die Entscheidung treffen, inwieweit eine Auswertung erfolgsversprechend ist, und diese dann gegebenenfalls vornehmen. Viel Veräurtes ist wiedergutzumachen, unserer Arbeit eine wertvolle Hilfsquelle zu erschließen und ein bisher arg vernachlässigtes Feld zu besellen!

Mitteilungen und Hinweise

Fünf Jahre Plattbütsche Gill. Die Plattbütsche Gill Bremerhaven konnte ihr fünfjähriges Bestehen feiern. Unter ihrem rührigen Vorsitzenden Fiete Schulz hat der Verein sich von kleinsten Anfängen zu einer stattlichen Gemeinde von Freunden der plattdeutschen Sprache entwickelt. In den Vorträgen und Lesungen, bei Führungen und Liederabenden ist einem großen Kreis von Heimatfreunden Schönheit und Wert niederdeutscher Sprach- und Liedgutes vermittelt worden. Wir begleiten die Arbeit der befreundeten Vereinigung auch für die kommenden Jahre mit den allerbesten Wünschen. B.

Ein sehr gutes Vorhaben — Kampf dem Unbekannten! Der Harzer Verkehrsverband hat dieser Tage auf seiner Mitgliederversammlung beschloffen, den zahllosen Andenkengreueln, die überall angeboten werden, tatkräftig zu Leibe zu rücken. Das ist eine wahrhaft prächtige Absicht, wenn auch ihre Durchführung außergewöhnlich schwierig sein wird. Darüber ist sich auch der Harzer Verkehrsverband durchaus im klaren. Er packt die Sache aber wenigstens von der einzig richtigen und möglichen Seite an, indem er sich bemüht, Besseres anzubieten. Zum Jahresende sollen die ausgearbeiteten Vorschläge vorliegen, wie denn ein Andenken aussehen soll, das ansprechend, kulturell wertvoll und verlässlich ist, und im Sommer soll der Harzwanderer vielleicht schon die Möglichkeit haben, zur Erinnerung an erholsame Wandertage ein Andenken mit nach Hause zu nehmen, an dem er wirklich dauernde Freude hat, weil es in Stoff und Ausführung künstlerisch wertvoll ist. Wir wünschen dem mutigen Verkehrsverband besten Erfolg. B.

Wo gibt es noch hölzerne Göpelpfeife? Uns erreichen von zwei Seiten Anfragen, ob es im Morgensterner-Gebiet noch hölzerne Säulengöpelwerke gibt — in oder außer Gebrauch. Früher bestanden solche in Nordleda und in Cappeler Strich. Zwei von ihnen, die auf den Höfen von Allers und Wohlers in Cappeler Niederstrich standen, sind in den Kunstidentikalen des Kreises Lehe von Kieder erwähnt und abgebildet, aber sie sind nicht mehr vorhanden, auch das in Nordleda nicht. Wie uns Herr Gustav Rütger d. J. mitteilt, befindet sich aber noch ein hölzernes Göpelwerk auf dem Hof von Erwin Hey in Cappeler Strich. Wir wären dankbar für Meldungen, ob anderwärts noch hölzerne Säulengöpelwerke vorhanden sind. Wir werden in absehbarer Zeit über diese ersten „Motoren“ des Landwirts berichten.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzén & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127